

Werner Scheurer: Rede zur Ausstellungseröffnung von Maurice K. Grünig, 29. August 2006.

## **Maurice K. Grünig – C A I R O**

Die Fotografin Maurice K. Grünig und die Studienleiterin Fotografie am MAZ Nicole Aeby haben mich gebeten, anlässlich der Eröffnung dieser Ausstellung ein paar Worte an Sie zu richten. Die beiden taten das nicht, weil ich besonders viel von Fotografie verstehen würde, sondern weil sie mich beide in Kairo kennengelernt haben. Als Maurice ihren Stipendiatsaufenthalt im Atelierhaus der Städtekonferenz für Kulturfragen verbrachte, traf ich sie in Kairo, wo ich während insgesamt fünf Jahren lebte. In dieser Zeit ist auch Nicole Aeby aufgetaucht, ich erinnere mich nicht mehr genau, aus welchen beruflichen oder privaten Gründen, und sie ist nicht mal da, um es uns zu sagen.

Wie dem auch sei: Ich darf hier und heute über Kairo reden, und ich würde gerne über mein Kairo reden. Und tatsächlich ist sogar ein Teil von meinem Kairo hier ausgestellt. Gleich hinter mir befindet sich eine Fotografie vom Kaffee, in dem ich oft gesessen bin: Dieses Kaffee mit den bunten Kacheln und den phantastischen Malereien, das sich «*schams ig-gedida*», «Neue Sonne» nennt, befindet sich ganz in der Nähe von meiner ersten Kairoter Wohnung. Entsprechend oft bin ich dort eingekehrt, habe am Vormittag meinen Tee getrunken und die Zeitung gelesen, oder später am Tag Freunde getroffen und mit ihnen Abende verbracht.

Manchmal habe ich auf dem Weg dahin beim Sandwichladen um die Ecke ein Fladenbrot, gefüllt mit Felafel, jenen frittierten Bällchen aus Faulbohnen, gekauft. Wenn ich damit in der «Neuen Sonne» aufgetaucht bin, dann hat mir der Kellner Sherif, wie das in ägyptischen Kaffees üblich ist, wortlos ein

Glas Wasser hingestellt. Denn es ist ja unvorstellbar, dass jemand ein Sandwich ganz trocken runterdrückt, da gehört ganz einfach ein rechter Schluck Wasser dazu. Die hiesige Schweizer Regel, wonach man in keinem Lokal etwas selber Mitgebrachtes verzehren darf – «NO PICNIC!» –, ist für Ägypter schlicht unvorstellbar und nicht nachvollziehbar. Eine solch seltsame Sitte würden sie mit einem ungläubigen «*yā-ā-āh?*» kommentieren.

Die meisten von Ihnen werden, wenn sie «Kairo» hören, an eine unvernünftig grosse Stadt denken, einen Riesenmoloch vor ihren Augen sehen, eine aus allen Nähten platzende Metropole, verschmutzt sowohl am Boden in den Strassen mit ihrem ungestümen, hektischen und lebensgefährlichen Verkehr, wie auch in der extrem belasteten Luft. Wie viele Einwohnerinnen und Einwohner hat diese Stadt schon wieder? Kein Mensch kann es einem genau sagen, aber es ist sicher zweimal die Einwohnerzahl der gesamten Schweiz.

Trotzdem scheint mir diese Vorstellung von der Riesenstadt falsch zu sein. Ich will nicht gerade Ben Vautier paraphrasieren und behaupten «Le Caire n'existe pas». Immerhin nennen die Ägypter ihre Hauptstadt auch gerne «*umm id-dunia*», die Mutter der Welt, und wenn etwas sicher existiert, dann sind das ja wohl die Mütter. Unser Irrtum liegt vielmehr darin, dass wir in Kairo eine einzige Stadt sehen. Dabei setzt sie sich vielmehr aus vielen winzigen und sehr verschiedenen Einzelteilen zusammen. Das würden Sie sicher auch von Luzern bestätigen – der Bramberg ist nicht das gleiche wie die Altstadt; St. Karli, Friedental oder Maihof haben wenig mit dem Quartier zu tun, in dem wir uns hier befinden.

Auch Kairo hat sehr viel Stadtteile mit schönen Namen. Das Erstaunliche

aber ist, dass es noch in viel kleinere und intimere Teile zerfällt. Jedes grössere Gebäude mit seiner Hauswartsfamilie, die meist oben auf dem Dach wohnt und von der ein männliches Mitglied am Eingang steht und kontrolliert, wer ein und ausgeht; jedes Hausgeviert mit seinen Läden und seinen Parkwächtern bildet eine kleine Einheit. So gehört zum erwähnten und hier abgebildeten Kaffee eine ganze Gasse, wo es einen Tapezierer mit seinen Angestellten hat, einen Fotokopierladen und inzwischen auch ein Internetcafé. In diese Läden bringen die Kellner der «Neuen Sonne» Tee und Kaffee, jedem einzelnen mit genau der gewünschten Menge Zucker. Um die Ecke ist der «*forn*», die Bäckerei mit ihrem jederzeit heissen Ofen, und gleich daneben die Moschee, wo man sich zum Gebet trifft.

Jeder Platz dieser Stadt, jede Gasse, jeder kleine Gebetsraum hat um sich herum so eine Einheit. Man kennt sich beim Namen und kennt auch die Familienangehörigen. Man hilft sich gegenseitig innerhalb dieser Einheiten, aber: Man kontrolliert sich darin natürlich auch gegenseitig. Das geht jungen Leuten bald einmal ziemlich auf den Wecker, dafür können alte Leute den Einkaufskorb von ihrem Balkon runter hängen lassen und sich von den Auslaufburschen der Läden bedienen lassen.

So leben in der vermeintlichen Riesenstadt Kairo eigentlich alle auf dem Land, in einem Dorf, und auch ein Ausländer, wie ich es dort war, gehört in erstaunlich rascher Zeit irgendwie dazu. Nicht wirklich dazu, denn er wird immer ein Ausländer bleiben, der Ausländer von der möblierten Wohnung im dritten Stock, der Ausländer, der gekommen ist und also vermutlich auch wieder mal gehen wird. Denn in Kairo bleibt überhaupt jeder, was er ist – auch nach Jahren: Der Nubier – also ein Angehöriger jenes Volkes, das beim Bau des Nilstaudamms nach einem neuen Lebensort suchen musste – der

Nubier bleibt auch nach Jahren in Kairo ein Nubier, die vielen Sommergäste aus den Golfländern sind und bleiben «die Araber», und wer aus dem Süden nach Kairo zugewandert ist und zur Bevölkerungsexplosion in der Stadt beigetragen hat, ist und bleibt ein **Sa'idi**. Integration, Anpassung oder gar so etwas wie «Leitkultur» gehört definitiv nicht zum ägyptischen Weltbild.

In diesem aus vielen kleinen Einheiten zusammengewürfelten Riesenkairo gibt es – vor allem unter den einfacheren Bewohnern Kairos – durchaus Leute, die in ihrem Leben nie weit über die Grenze ihres Quartiers, ihres Dorfs hinaus gekommen sind. Und wenn sie doch mal auf ein Regierungsamt oder in ein Spital müssen, dann wird das zu einer grossen Reise in eine fremde Welt und auch ihnen kommt diese Stadt riesig vor und wie ein Moloch, genau wie uns.

Im Vergleich zu ihnen haben wir Ausländer eine riesige Bewegungsfreiheit. Wir bewegen uns in dieser Stadt völlig unbehelligt von irgendwelcher Zugehörigkeit, weder zu einem Quartier oder zu einer Religionsgemeinschaft und auch nicht zu einer innerägyptischen geografischen Herkunft – wir sind einfach «Ausländer», *khawaga*, wie sie uns durchaus respektvoll nennen. Als solche bewegen wir uns völlig frei in der ganzen Stadt und überschreiten Grenzen, derer wir selber manchmal kaum bewusst sind. Manchmal aber sind sie nur allzu sichtbar.

Jene unter Ihnen, die schon mal in Kairo waren – und ich nehme jetzt mal an, dass das unter den Besuchern einer Ausstellung mit Bildern aus Kairo wohl etliche sind – und wer unter Ihnen dort die Pyramiden besucht hat, der kennt die zentimeterscharfe Grenze zwischen dem vom Nil bewässerten und daher grünen und fruchtbaren Tal, von dem aus man in buchstäblich einem

Schritt in der Wüste ist.

Solche scharfen Grenzen gibt es in dieser grossen Stadt zu Hauf. Mit einem einzigen Schritt kann man aus dem mittelständischen Quartier, wo sich die Leute mit ihrem eigenen Auto bewegen, wo die Gärten um die Wohnhäuser mit einer Mauer abgegrenzt sind, wo hier und dort eine schicke Boutique die Strassenecke bildet, wo die Männer in Anzügen gekleidet sind und wo kaum Frauen in der Strasse zu sehen sind – mit einem Schritt ist man plötzlich in einem volkstümlichen Viertel, wo weit und breit keine Spur von Gärten zu sehen ist, wo aber Hühner und Ziegen die engen Gassen bevölkern, wo die Männer die lange *gallabiya* tragen, wo Gemüse und lebendes Getier in der Strasse und frisches Essen und viel anderes in kleinen Läden angeboten wird.

Und wir Glückspilze von Ausländern können uns da hin und her bewegen und wir werden überall freundlich empfangen: *ahlan wa sahan!* ist wohl der erste Ausdruck, den wir in Kairo lernen: Willkommen! *Marhaba!* Das sind die Worte, die uns überall entgegenschlagen, und unser Interesse an den Menschen und an ihrer wunderbaren Stadt – sie ist immerhin der Mutter der Welt! – wird immer wieder freundlich honoriert. Wenn wir jemanden zuhause besuchen, wird man uns immer wieder, sobald das Gespräch zu ersterben droht, sagen, dass wir Licht in ihr Heim bringen: *Munawwar!* Welche Ehre für uns, dass du gekommen bist: *scharraft!*

Maurice Grünig hat während ihrem Aufenthalt von dieser Freiheit für uns Ausländer und von der Freundlichkeit der Ägypter profitiert – das sieht man den hier ausgestellten Bildern an. Sie ist in dieser Patchwork-Stadt weit herumgekommen: In die Totenstädte, wo Leute in den Gräbern ihrer

Familien wohnen und wo ein völlig anderer, ruhigerer Rhythmus herrscht. In die Stadt der Töpfer, wo Menschen in unglaublichem Dreck leben und arbeiten und ihre Keramik herstellen. In die Werkstätten der Glasbläser.

Dabei hat sie sicher auch die von mir eben hoch gelobte Gastfreundlichkeit zu spüren bekommen. Aber sie ist sicher auch auf Widerstand gestossen. Nein, ich meine nicht einmal so sehr als Frau in einer Männergesellschaft. Da ist zwar sicher etwas Wahres dran, aber vergessen wir nicht: Auch in Ägypten sind die Hälfte der Bevölkerung Frauen, und die verhelfen ihren ausländischen Geschlechtsgenossinnen zu Reiseerlebnissen, die wir Männer uns gar nicht vorstellen können.

Nein: Maurice hatte eine Kamera, und machen wir uns nichts vor: Die Ägypter haben es deutlich lieber, wenn die Touristen die Chappelbrücke, den Pilatus, das KKL – Entschuldigung, ich meine natürlich: die Pyramiden, die Moscheen, den Nil, die Baudenkmäler fotografieren. Sobald wir unsere Objektive auf weniger schöne Seiten der Stadt richten, so sicher kommt bald einmal jemand, der behauptet, das sei *mamnua!* Verboten! It's not suitable for Egypt! Maurice hat es aber mit Geduld und dank ihrem echten Interesse an den Menschen geschafft, diese wunderbaren Bilder aus dem Alltag einer vielfältigen Stadt heimzubringen. Vielen Dank dafür, Maurice, und danke, dass ich mit Hilfe deiner Bilder ein wenig im Heimweh schwelgen durfte. Ich freue mich schon jetzt, bald wieder in dieses schöne Kaffee zurückzukehren und dort von Sherif überschwänglich begrüsst zu werden wie ein alter Freund.

Werner Scheurer ist ständiger Mitarbeiter der Wochenzeitung WoZ und hat von 1992 bis 1996 in Kairo gelebt.